

Abo [Das grosse Wasser-Interview](#)

«In der Schweiz tun wir immer noch so, als hätten wir Wasser im Überfluss»

Klimawandel, Agrarindustrie, verunreinigtes Grundwasser: Unser Land steuert auf eine grundlegende Wasserknappheit zu. Der Experte Klaus Lanz erklärt, was zu tun wäre.



Mathias Plüss (Das Magazin)

Publiziert: 27.06.2025, 05:35



Weniger Schnee bedeutet weniger Wasser: Blick auf die Oberfläche des Lago Bianco am Berninapass.



Der Tag, an dem wir dieses Gespräch führen, ist von Wasser gesegnet. Dichter Nebel umhüllt das Dörfchen Evilard im Berner Jura. Dort unten, sagt Klaus Lanz, als ich mit ihm am Stubenfenster seiner Wohnung stehe, breite sich das Seeland aus – normalerweise sei sogar eine Ecke des Bielersees zu erspähen. Aber heute sehen wir nur die Wassertröpfchen direkt vor unseren Nasen. Auf dem Nachhauseweg werde ich von einem heftigen Gewitter überrascht, das mich innert Sekunden bachnass macht.

In diesem Haus hoch über Biel befindet sich auch der Sitz des unabhängigen Forschungs- und Beratungsinstituts international water affairs, ⁷ das Klaus Lanz seit 1995 führt. Er ist promovierter Chemiker und hat zahlreiche Studien und Bücher zu Wasserfragen publiziert. Ursprünglich stammt er «von der Usa», wie er scherzt: Usa ist der Name eines Flüsschens nördlich von Frankfurt, an dem Lanz aufgewachsen ist.

In letzter Zeit habe ich mehrmals gehört, die Erde trockne aus. Was ist da dran?

Ich sehe drei Aspekte. Erstens schwinden die Gletscher. Dadurch nimmt die Süßwasserreserve an Land in enormem Mass ab. Zweitens hat durch die Erwärmung die Verdunstung weltweit zugenommen, und das macht die Böden trockener. Drittens wird fast überall auf der Welt Grundwasser ausgebeutet, das sich nicht in der gleichen Geschwindigkeit erneuert. So verlieren die Landmassen tatsächlich mehr und mehr Wasser.

Durch das Abpumpen enormer Mengen von Grundwasser soll sich die Erdachse verschoben haben.

Ja. Man kann inzwischen sogar sehen, dass sich Teile der Kontinente heben: Es fehlt das Gewicht des Wassers, das sie früher nach unten gedrückt hat. Das zeigt das Ausmass unseres Eingriffs in den Wasserhaushalt.

Welches sind die globalen Hotspots, was Grundwasser betrifft?

Sicher einmal der Ogallala Aquifer im mittleren Westen der USA, von Texas hoch fast bis an die kanadische Grenze. Das ist ein riesiger Grundwasserleiter, der sich aus Schmelzwasser aus den Rocky Mountains speist. Für die Landwirtschaft werden daraus enorme Wassermengen entnommen – ein Vielfaches mehr, als neu gebildet wird. Es ist nicht klar, wie lange dieses System noch bestehen kann. Weiter ist da der ganze Nahe Osten und auch Nordafrika, wo sehr viel fossiles Grundwasser ausgebeutet wird.



Der promovierte Chemiker Klaus Lanz ist Leiter des Forschungsinstituts «international water affairs» in Evillard BE.

Foto: Silvia Rohrbach

Fossiles Grundwasser?

Das ist Grundwasser, das sich vor langer Zeit und unter feuchteren Klimabedingungen gebildet hat. Es kann bis zu einer Million Jahren alt sein. Dieses Wasser schwindet jetzt rasch, auch wegen der Landwirtschaft. Und es füllt sich nicht oder nur sehr langsam wieder auf.

Was ist mit der Himalajaregion?

Da gehts nicht um Grundwasser, sondern um Schmelzwasser. Alle grossen Flüsse dort, etwa der Mekong, der Jangtse oder der Brahmaputra, werden durch Schmelzwasser aus Schnee und Gletschern gespeist, das nun wegen der Erwärmung zurückgehen wird.

«Die Alpenflüsse werden im Sommer viel weniger Wasser haben.»

Klaus Lanz

Laut einer «Nature»-Studie sind 800 Millionen Menschen in der Himalaja-Region teilweise von diesem Schmelzwasser abhängig – eine unglaubliche Zahl.

Ja. Ich lese etwa den Impuls Chinas, an seinen Flüssen riesige Staudämme zu bauen, als Reaktion darauf: Die Gletscher schwinden, also legt man künstliche Speicher an. Das lässt natürlich diese grossen Ströme, die enorm viel Sediment transportieren, nicht unberührt. Schon heute ist deutlich zu sehen, wie das Mekongdelta erodiert, weil die Sedimente fehlen. Das bringt das Leben der achtzehn Millionen Menschen dort völlig durcheinander. Die Hälfte der Reisproduktion von Vietnam ist vom Mekongdelta abhängig.

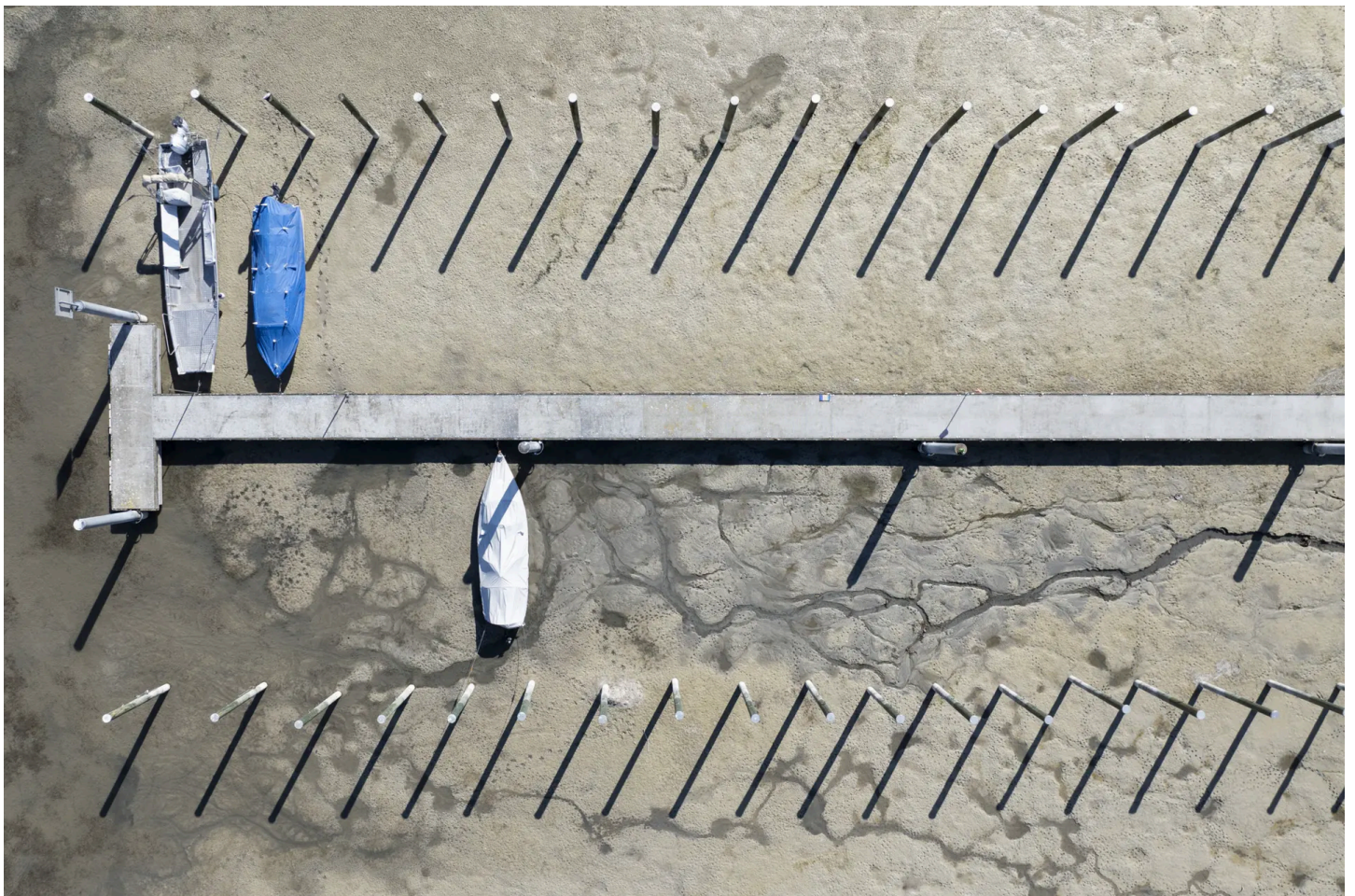
Auch in der Schweiz schmelzen die Gletscher. Was hat das für Folgen für unseren Wasserhaushalt?

Die Flüsse werden im Sommer viel weniger Wasser haben. Heute speisen sich die Alpenflüsse im Sommer hauptsächlich aus Schmelzwasser, nicht aus Regenwasser. Wobei die Gletscher interessanterweise viel weniger wichtig sind, als die meisten Leute mei-

nen: Entscheidend ist der Schnee. Übers Jahr gemittelt enthält etwa der Rhein bei Basel nur 2 Prozent Wasser aus der Eisschmelze, aber 39 Prozent aus der Schneeschmelze, also fast zwanzigmal so viel.

Und welche Entwicklung sieht man beim Schnee?

Im Winter fällt der Niederschlag immer häufiger als Regen statt als Schnee, auch in den Alpen. Es bleibt also weniger Schnee liegen. Ausserdem beginnt und endet die Schneeschmelze früher im Jahr. Im Sommer fehlt unter Umständen das Schmelzwasser völlig. Die Rolle des Schnees können wir dieses Jahr am Bodensee sehen, dessen Pegel seit dem Frühling sehr tief steht, obwohl es gar nicht so trocken ist. Da fehlt einfach das Schmelzwasser, weil es in den Alpen so wenig Schnee hatte.



Am Bodensee den Boden sehen: Gestrandete Schiffe auf dem Untersee am 2. April 2025.

Foto: Ennio Leanza (Keystone)

Nun kommt noch etwas hinzu: Just im Sommer wird es auch weniger regnen.

Die Niederschlagsmuster ändern sich. Überdies nimmt die Verdunstung zu, und auch die Pflanzen brauchen mehr Wasser, wenn es wärmer wird. Da kommt der Ackerbau selbst bei uns rasch an seine Grenzen. Wir müssen uns auch im Norden darauf einstellen, dass es im Sommer sehr, sehr trocken werden kann. Und unsere Systeme leiden rasch unter der Trockenheit, weil sie historisch immer sehr wasserreich waren.

Man hat ja schon in der Trockenphase von 2018 bis 2020 gesehen, dass die Ernten zurückgingen.

Ja. Und künftige Trockenzeiten können auch mal länger dauern, vier, fünf oder mehr Jahre. Gleichzeitig nehmen auch extreme Starkniederschläge zu. Die Zeiten, in denen man unser Klima «gemässigt» nennen konnte, sind definitiv vorbei.

«Ein Hochwasser hat eine ganz andere emotionale Wirkung als eine Dürre.»

Täuscht der Eindruck, oder sind wir auf Hochwasser besser vorbereitet als auf Dürren?

Das ist zweifellos so. Seit dem Hochwasser von Uri 1987 ist in den Köpfen viel passiert, und es wird sehr viel in Prävention investiert. Manchmal braucht es eine Katastrophe, um etwas zu verändern. Doch ein Hochwasser hat eine ganz andere emotionale Wirkung als eine Dürre. Eine Dürre kommt schleichend, ein Hochwasser auf einen Schlag. Darum haben wir kaum ein Bewusstsein für die Gefahren von Trockenheit. Aber in den stark betroffenen Ländern hat nun durchaus ein Umdenken eingesetzt, etwa in Spanien, wo man

begonnen hat, effizienter mit Wasser umzugehen. Wir hingegen tun immer noch so, als hätten wir Wasser im Überfluss.

Was wäre denn zu tun?

Wenn das Wasser knapp wird, gibt es im Prinzip zwei Handlungsmöglichkeiten: Wir können mehr beschaffen. Oder wir können weniger verbrauchen. Meist neigen wir heute zur ersten Möglichkeit, und das ist ja irgendwie auch menschlich. Aber das wird langfristig nicht gehen. Das verfügbare Wasser ist begrenzt, gerade in Trockenzeiten.

Es braucht nun ein grundsätzliches Umdenken. Wir wandern ja mit der ganzen Schweiz in eine andere Klimazone, nach Mittelitalien. Weitermachen wie bisher, mit den gleichen Methoden, mit den gleichen Kulturen, und zusätzlich ein wenig bewässern, das wird nicht gehen.

Warum nicht?

Die Bewässerung stösst schnell an Grenzen. Das sehen wir etwa im Aargau, wo es im Sommer an vielen Flüssen und Bächen ein Wasserentnahmeverbot gibt.

Wenn wir klimatisch bald in Mittelitalien leben, müssten wir denn nicht auch die dortigen Methoden im Umgang mit Wasser übernehmen?

Das ist eine interessante Denkfigur. Natürlich gibt es Agrarkulturen, die schon lange mit trockenen Bedingungen auskommen müssen. Neue Ansätze kommen etwa aus Australien, wo eine intensive Landwirtschaft mit wenig Wasser betrieben wird. Da ist zum Beispiel das Keyline-Design: In hügeligem Ackerland werden entlang der Höhenlinien horizontale Gräben gezogen, die das Regenwasser auffangen. So erreicht man eine bessere Wasserverfügbarkeit für trockene Böden. Umgekehrt können die Gräben bei Starkregen das abfliessende Wasser auch bremsen und so Erosion verhindern.

Was ist mit der Idee, Stauseewasser zweckzuentfremden und damit die Äcker des Mittellandes zu giessen?

Das ist völlig illusorisch. Die Mengen, die man dort zurückhalten kann, würden für die Bewässerung nie und nimmer ausreichen, erst recht nicht in Trockenphasen.

«Bäume binden mehr Wasser im Boden und bremsen mit ihrer Beschattung die Verdunstung.»

In welche Richtung müsste es denn Ihrer Meinung nach gehen?

Die derzeitige Entwicklung hin zu wasserintensiven Obst- und Gemüsekulturen ist keine gute. Wir sollten im Gegenteil auf resiliente Kulturen setzen, die wenig oder keine Bewässerung benötigen. Gleichzeitig braucht es Methoden, um die Böden feuchter zu halten, eben etwa durch Keylines, aber auch durch Humusaufbau oder durch Agroforst, also durch das Pflanzen von Baumreihen auf Äckern.

Bäume machen einen Unterschied?

Ja, einen wesentlichen. Bäume binden mehr Wasser im Boden und bremsen mit ihrer Beschattung die Verdunstung. Schattenwurf und Bodenbedeckung haben überhaupt einen grossen Einfluss auf den Wasserhaushalt. So ist die Bodentemperatur einer ungemähten Wiese um mehrere Grad tiefer als die einer frisch gemähten Wiese. An sehr heissen Tagen können solche Unterschiede entscheidend sein. Bei über vierzig Grad an der Oberfläche kocht die oberste Bodenschicht aus, das Bodenleben kommt zum Erliegen. Übrigens: Alles, was gegen Trockenheit resilient macht, hilft auch gegen Starkniederschlag.

Wie das?

Ein guter, humusreicher Boden kann viel grössere Schwankungen im Feuchtigkeitsgehalt aushalten. Ein verdichteter, humusarmer Boden verliert bei Trockenheit schnell seine Ertragskraft. Und wenn es regnet, wird er weggeschwemmt, weil das Wasser nicht in den Boden eindringen kann.

Angenommen, Sie wären ein Bauer mit humusarmem Boden. Was würden Sie tun?

Humus lässt sich aufbauen. Indem man weniger pflügt, beispielsweise. Oder über die Fruchtfolge, etwa mit Hülsenfrüchten. Aber das sind grundsätzliche Änderungen, die über mehrere Jahre geschehen müssen. Hier ist die landwirtschaftliche Ausbildung gefragt, das stärker ins Bewusstsein zu bringen.

*«Die Agrarlobby in der Schweiz
hat einen starken Trumpf in der
Hand.»*

Die Landschaft in der Schweiz war ja einst viel feuchter. Dann hat man die Flüsse begradigt, Auen zerstört und die Böden trockengelegt.

Ja, unsere Böden sind voller Drainageröhren – fast überall hat man so die Landschaft entwässert. Das hatte auch seinen Sinn, weil manche Standorte im damaligen Klima zu feucht waren für Ackerbau. Aber heute sind die Röhren immer noch da und entziehen den Böden Wasser, das eigentlich dringend nötig wäre für den Anbau.

Was kann man dagegen tun?

Man muss die Röhren nicht ausgraben: Es reicht, ihren Ausfluss zu verschliessen, dann ist die Wirkung aufgehoben. Das wird auch zunehmend gemacht. Der Aargau hat ein Programm gestartet, um tausend Hektar trockengelegte Fläche wieder in einen natürlicheren, feuchteren Zustand zu versetzen. Das ist immerhin fast ein Prozent der Kantonsfläche. Allerdings gehen gegen solche Projekte immer gleich die Bauernverbände auf die Barrikaden.

Weil sie fürchten, fruchtbares Ackerland zu verlieren.

Ja. Aber nur, weil sie noch nicht erkannt haben, dass eine feuchtere Landschaft grundsätzlich auch der Landwirtschaft hilft. Wir stossen hier immer wieder auf das gleiche Problem: Ob es um die Wiederbefeuchtung von Mooren geht, um den Schutz von Grundwasserzonen oder um die Revitalisierung von Flüssen, immer gerät man mit der Landwirtschaft in Clinch. Die Schweiz ist das Land der Flächennutzungskonflikte. Und die Agrarlobby hat einen starken Trumpf in der Hand: Die Grösse der Fruchtfolgeflächen darf in der Schweiz insgesamt nicht kleiner werden.

Warum diese Regel?

Die geht letztlich auf den Zweiten Weltkrieg zurück, auf das Bestreben, möglichst viel zu produzieren. Das hatte mal seine Berechtigung. Aber heute führt der Zwang zur Erhaltung der Fruchtfolgeflächen dazu, dass es etwa mit der Revitalisierung der Flüsse kaum vorwärtsgeht. Da wird um jeden Quadratmeter geklagt. Ich finde, es braucht eine Neuabwägung. Ein Kompromiss könnte lauten: Wenn es aus Klima- oder anderen existenziellen Vorsorgegründen unvermeidlich ist, dürfen Fruchtfolgeflächen auch mal verloren gehen.

In Frankreich werden im Landwirtschaftsgebiet grosse Speicherbecken für die Bewässerung gebaut. Eine taugliche Idee?

Nein. Diese riesigen Speicher sind schon Zeichen einer akuten Wasserkrise. Die werden nicht mit Regen gefüllt, sondern mit ge-

pumptem Grundwasser, was in direkter Konkurrenz zur öffentlichen Trinkwasserversorgung steht. Und die Verdunstung ist bei diesen offenen Becken enorm. Mal abgesehen davon, dass sie sehr teuer sind.

«Wir haben bereits einen bedeutenden Teil unseres Grundwassers durch Verschmutzung verloren.»

Aber zu speichern für die Not ist doch sinnvoll, oder nicht?

Grundsätzlich schon. Aber wir reden gerade in der Schweiz viel zu viel von Speicherseen. Und übersehen dabei den grössten und besten Speicher, der fast überall zu unseren Füßen liegt: das Grundwasser. Es ist der Erwärmung kaum ausgesetzt und verdunstet nicht. Es füllt sich im Winter automatisch auf und kann im Sommer entnommen werden, wenn es besonders willkommen ist – für die Trinkwasserversorgung, für die Bewässerung, zur Kühlung. Was kann man sich mehr wünschen? Das Grundwasser ist genau das, was wir im Klimawandel brauchen. Wir müssen es systematisch schützen und nutzen. Und genau das tun wir nicht.

Was läuft schief?

Wir haben bereits einen bedeutenden Teil unseres Grundwassers durch Verschmutzung verloren. Es sind schlicht zu viele Chemikalien drin. Hier im Seeland ist der grösste Teil des Grundwassers nicht mehr nutzbar – allein in den letzten Jahren wurden fünf Trinkwasserfassungen stillgelegt.

Woher stammt die Verschmutzung?

Hauptsächlich aus der Landwirtschaft. Man findet vor allem Nitrat aus der Gülle sowie Pestizide und deren Abbauprodukte. Am verbreitetsten ist Trifluoracetat, kurz TFA – das ist eine dieser Ewigkeitschemikalien, die uns noch jahrzehntelang beschäftigen werden, weil sie sich nicht zersetzen.

TFA steht im Verdacht, die Fortpflanzungsfähigkeit und die Entwicklung von Föten zu beeinträchtigen.

Mindestens 30'000 Chemikalien sind in der Schweiz im täglichen Gebrauch, von denen wir nicht mal alle kennen, geschweige denn wissen, wie sie wirken. Wir können sie dem System auch nicht mehr entziehen. Für mich als Chemiker ist das beunruhigend. Vielleicht fangen wir uns gerade eine endemische Vergiftung ein, so wie die Römer mit ihren Bleiwasserleitungen, an denen sie womöglich zugrunde gingen.



Stauseewasser für die Bewässerung von Äckern? «Völlig illusorisch», sagt Klaus Lanz. Blick aus dem Bernina-Express auf den Lago Bianco.

Foto: Ladina Bischof (13Photo)

In ihrer Not greifen die Trinkwasserversorger vermehrt zu Vernetzungen: Sie beziehen sauberes Wasser aus Nachbargebieten, das sie mit ihrem verschmutzten Wasser mischen, damit die Grenzwerte eingehalten werden. Eine gute Idee?

Die Wasserversorger fahren leider permanent im Rückwärtsgang. Die Bereiche, die sie nicht mehr nutzen können, werden immer

grösser, und neu erschliessbares Grundwasser gibt es kaum mehr. Vernetzungen sind dabei ein zweiseitiges Schwert: Einerseits erhöhen sie die Versorgungssicherheit, indem Gebiete verbunden werden. Andererseits ändern sie nichts an der Verschmutzung.

Manche Wasserversorger flüchten sich geradezu in die Vernetzung, weil sie so nichts sanieren und sich nicht mit den Problemverursachern auseinandersetzen müssen. Andernorts werden verschmutzte Grundwasserfassungen einfach geschlossen, was den nicht immer unwillkommenen Nebeneffekt hat, dass man dann in diesem Gebiet wieder wirtschaften oder bauen kann.

Sie tönen recht pessimistisch.

Ja. Letztlich mangelt es der Schweiz an einem durchdachten Vorgehen. Wir bräuchten dringend eine nationale Wasserstrategie. Wir müssen endlich zur Kenntnis nehmen, dass der Klimawandel das Wasserregime grundlegend ändert. Fakt ist: Unser wichtigster Wasserspeicher geht mehr und mehr verloren, und wir kümmern uns nicht systematisch darum. Wir wissen nicht einmal, wie viel Wasser die Schweiz verbraucht.

«Wenn wir sauberes Trinkwasser wollen, dann müssen wir unser Grundwasser schützen.»

Wie kommen wir zu so einer Wasserstrategie?

Eine Möglichkeit wäre, die Initiative «Für eine sichere Ernährung» anzunehmen, die derzeit hängig ist. Sie will, dass sauberes Trinkwasser zu einem Bestandteil der Ernährungssicherheit wird. Und sie fordert einen nachhaltigen Umgang mit Grundwasser.

Könnte man verschmutztes Grundwasser zum Gebrauch nicht reinigen?

Tatsächlich wurde in Worben hier im Seeland kürzlich die schweizweit erste Aktivkohle-Filteranlage für Trinkwasser in Betrieb genommen. Sie kann viele Pestizidrückstände aus dem Wasser entfernen, Nitrat und TFA allerdings nicht. Auch droht die Gefahr, dass es nun heissen wird, man brauche das Grundwasser gar nicht mehr zu schützen, es lasse sich ja aufbereiten.

Was ist Ihre Meinung?

Für mich steht der Vorsorgegedanke im Zentrum. Wenn wir sauberes Trinkwasser wollen, dann müssen wir unser Grundwasser schützen und nicht aufbereiten. Das Gesetz sagt, dass keine Schadstoffe ins Grundwasser gelangen dürfen. Setzen wir das um, dann erholen sich auch bereits verschmutzte Vorkommen. Weil dies aber Jahre dauern kann, können Filter vorübergehend – ich betone: vorübergehend! – ein Notnagel sein. Das ist immer noch besser, als Fassungen ganz aufzugeben.

Es geht beim Schutz des Grundwassers nicht nur um Menschen: Eine Schweizer Studie hat gezeigt, dass die Artenvielfalt bei den Mikroorganismen in Grundwasser unter intensiv bewirtschafteten Äckern fünfmal kleiner ist als unter Wäldern. Ein krasser Unterschied.

Und bis vor kurzem wusste man ja nicht einmal, dass es dieses Leben im Grundwasser gibt. Wir entdecken erst allmählich, wie massiv die chemieabhängige Landwirtschaft die gesamten Lebenszyklen durcheinanderbringt.

«Schon heute müssen in der Schweiz wegen der Gülle vier Seen künstlich belüftet werden.»

Trotzdem brauchen wir eine starke Landwirtschaft. Mir ist schleierhaft, wie es möglich sein soll, bald zehn Milliarden Menschen zu ernähren, ohne dass die natürlichen Kreisläufe Schaden nehmen.

Ich glaube, das wäre problemlos möglich. Unsere Wirtschaftsweise ist unfassbar ineffizient und zerstörerisch. Global wird achtzig Prozent der landwirtschaftlichen Fläche für die tierische Produktion eingesetzt, obwohl diese nicht mal fünfzehn Prozent des Energiewerts der menschlichen Ernährung liefert. Der Spielraum ist riesig! Es gibt genug Platz für eine nachhaltigere, naturnähere Landwirtschaft.

Auch in der Schweiz verbrauchen wir sechzig Prozent des Ackerlands für Tierfutter. Würde man stattdessen vermehrt Getreide oder Hülsenfrüchte für Menschen anbauen, könnte man die Ernährungssicherheit massiv verbessern – und gleichzeitig die Belastung von Natur und Wasser senken. Man denke auch an die Gülle, die durch die überdimensionierte Viehwirtschaft erzeugt wird. Schon heute müssen deswegen in der Schweiz vier Seen künstlich belüftet werden. Das nimmt die Öffentlichkeit einfach hin.

Apropos Seen: Etwa ein Fünftel des Schweizer Trinkwassers stammt nicht aus Grundwasser, sondern aus Seen und Flüssen. Eine gute Alternative?

Tatsächlich weicht beispielsweise der Kanton Freiburg vermehrt auf Seewasser aus, auch weil es Konflikte ums Grundwasser gibt. Aus meiner Sicht ist das keine gute Lösung. So ist Seewasser viel teurer, weil es mehrstufig gereinigt werden muss. In Biel sind die Kosten für das neue Seewasserwerk aus dem Ruder gelaufen – unter anderem wegen eines aufwendigen Mechanismus, der die Ansaugrohre regelmässig von Quaggamuscheln befreit. Der Bielersee ist voll von diesen invasiven Muscheln.

Immerhin bieten die Seen ein beinahe unerschöpfliches Wasserreservoir.

Auch dahinter muss ich leider ein Fragezeichen setzen. Natürlich lassen sich die Seen nicht leertrinken. Effektiv entnehmen kann man aber nur etwa zwei Prozent des Inhalts. Denn wenn der Wasserpegel nur schon um dreissig Zentimeter sinkt, können Fischlaichgebiete trockenfallen und Schiffe nicht mehr anlegen. Zudem drohen Ufermauern einzustürzen, weil der Gegendruck des Wassers fehlt.

Ich habe mal ausgerechnet, dass die Trinkwasserentnahme den Pegel des Zürichsees jeden Tag um einen halben Zentimeter senkt. Das sind in zehn Tagen schon fünf Zentimeter. In einer langen Trockenphase mit viel Verdunstung macht sich das rasch bemerkbar. Aber auch hier gibt es keine offiziellen Zahlen, keine vorausschauende Planung.

Nun haben wir viel über die Landwirtschaft und über das Trinkwasser gesprochen. Der ganz grosse Wasserverbraucher in der Schweiz ist aber die Industrie.

Ja. Wobei wir auch das nicht so genau wissen. Die letzten verfügbaren Zahlen stammen von 2006, und auch das waren nur Schätzungen. Die meisten Kantone wissen nicht, wer bei ihnen wie viel Wasser nutzt.

Welche Industrien verbrauchen typischerweise viel Wasser?

Chemie und Pharma, Stahlindustrie, Papierfabriken und Lebensmittelindustrie. Ein Schlachthof etwa benötigt pro Tonne Fleisch mehr als 5000 Liter Wasser.

Wozu?

Vor allem zur Reinigung. Generell wird in der Industrie aber sehr viel Wasser verschwendet – das ginge alles viel effizienter. So liesse sich etwa das Abwasser oft problemlos rezyklieren. Aber solange die Politik keine Vorschriften macht, geschieht dies nicht. Über solche Themen bräuchte es dringend eine öffentliche Debatte. Schliesslich wird die Trinkwasserinfrastruktur, von der die Industrie profitiert, von der öffentlichen Hand bezahlt. Wofür wol-

len wir das Wasser in der Schweiz künftig einsetzen? Wem steht wie viel Wasser zu? Was wir letztlich brauchen, ist ein neues Bewusstsein im Umgang mit Wasser.

Wie könnte es entstehen?

Die technische Zivilisation hat die Tendenz, sich von der Natur abzukoppeln. Das führt letztlich zur Zerstörung unserer Lebensgrundlagen. Wir müssen erkennen, dass wir nicht gegen die Natur existieren können, dass wir vielmehr ein Teil von ihr sind. Vielleicht hilft ja die Vorstellung, dass Menschen zu bis zu siebzig Prozent aus Wasser bestehen.

So viel?

Der Wert sinkt im Verlauf des Lebens – bei uns beiden sind es vielleicht noch sechzig Prozent.

Wir trocknen aus wie die Erde.

Sechzig Prozent ist immer noch viel. Und das Wasser in uns erneuert sich ständig. In fünfzig Tagen werden 99 Prozent unserer Wassermoleküle ausgetauscht. Wir sind mittendrin im Kreislauf. Wir atmen übrigens auch ständig Wasser ein und aus. Das Wasser in meiner Atemluft war vielleicht eben noch Teil des Nebels da draussen oder ist von jener Baumkrone dort verdunstet. Wer meint, mit der Natur nichts zu tun zu haben, dem ist es auch egal, was mit ihr passiert. Wer sich hingegen als Durchgangsstation im grossen Kreislauf des Wassers erkennt, wird ein besseres Gespür dafür entwickeln, wie wir mit diesem Lebenselixier umgehen sollten.

Für die aktuelle Ausgabe seines Umwelt-Newsletters «Planet Plüss» hat Mathias Plüss einen Bauernhof besucht, der innovativ mit Wasser umgeht und neue Konzepte wie Agroforst und Keylines ausprobiert. Abonnentinnen und Abonnenten können «Planet Plüss» kostenlos auf der Website ihrer Tageszeitung abonnieren.

Mathias Plüss schreibt regelmässig für «Das Magazin». In Zusammenarbeit mit der Fotografin Regina Hügli erschien von ihm 2022 «Das Wasserbuch»

(Echtzeit) ↗ – ein Band mit Bildern und Reportagen aus Wasser-Hotspots in Mitteleuropa.

NEWSLETTER

Das Magazin

Erhalten Sie die besten Hintergründe und Recherchen des Kult-Magazins.

Weitere Newsletter

Abonnieren

Mathias Plüss ist Autor und schreibt seit 2008 für Das Magazin. Seine Bücher zu Umweltthemen sind im Echtzeit-Verlag erschienen. [Mehr Infos](#)

Fehler gefunden? [Jetzt melden.](#)

99 Kommentare